

# Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 52.

Düsseldorf, 23. Dezember

1916.



Die heilige Nacht.

Gemälde von Walter Firlé

Mit Genehmigung der Photographischen  
Gesellschaft, Berlin-Charlottenburg.

# Der Landsturm-Nikolaus.

Weihnachtserzählung von Hermann Dreßler.

**D**er Winter breitete in losen, stodigen Kalten sein Schneetuch über die Erde. Er legte dicke, weiche Polster auf Erker und Fensterbänke, setzte allen Zaunpfählen weißes Festtagsmüßchen auf, hing sein zottiges Eisbärfell an die Zeiger der Kathansuhr des belgischen

Städtchens. — Landsturmmann Georg Freyer stand in Betrachtungen versunken auf seinem Posten. Das Gewehr quer über dem Patronengurt, den Manteltragen hochgeschlagen, so ging er immer seine zwanzig Schritte auf und ab, an dem schwarzweiß-roten Schilderhäuschen vorbei, ganz wie in junger Soldatenzeit in Dresden vor der Grenadiertafel. Er hatte Kommandowache.

Zum drittenmal ein Kriegswednachten vor der Tür! Die Sehnsucht nach Weib und Kind, nach Familienleben hing wieder an, ihn zu quälen — ganz wie im vorigen Jahre, als er in Ludwigshafen dem Bräuterkommando zugehörte.

Die Strafe herab scholl Kinderlärm. Er achtete nicht darauf. Er sah im Geiste die Wohnung daheim, wohligh durchheißt, sah Ernst und Elfriede, seine Kinder, mit heimlicher Vorfreude an Weihnachtsgeschenken arbeiten und zwischen ihnen sie, Ortrud, sein Weib. Ob sie den Kindern am heiligen Abend einen Baum anzünden würde? Gewiß! Er kannte sie. Ein Lächeln glücklicher Versunkenheit glitt über sein Gesicht.

Der Kinderlärm scholl näher und riß ihn aus seinen Gedanken. Er blickte auf. Wie eine Schar sich balgender Sperlinge plüßerte es durch den stäubenden Schnee die Strafe herab und schwappte, schimpfte und lachte in der Mundart dieses belgischen Landstriches durch einander. Einige Worte klangen ihm verständlich ans Ohr. Schimpfworte! Ein kleines Mädchen schien im Mittelpunkte der aufgeregten Gruppe zu stehen. Es mochte

sieben bis acht Jahre alt sein, war ärmlich gekleidet, zeigte aber in seinen Bewegungen so viel hilflose Anmut, daß Georg Freyer im Herzen sofort Partei für das Kind ergriff. Das zarte Ding schien etwas vor den anderen zu verbergen.

Es hielt die linke Hand krampfhaft zum Häufchen geschlossen unter der Schürze, während es sich mit der rechten seine Quälgeister vom Leibe zu halten versuchte.

Die Rotte der Straßenkinder drang mit Schreien auf das Mädchen ein, und es war voranzusehen, wer in dem ungleichen Kampfe Sieger bleiben würde. Sie hatten ein regelrechtes Umzingelungsmandöver ausgeführt und drängten das Kind jetzt gegen die Mauer des gegenüberliegenden Hauses. Schneeballen hagelten auf die hilflose Kleine ein, und als sie einmal einen Augenblick das Köpfchen hob, sah Georg Freyer im Lichte der Straßenlaterne ein feingeformtes, durch die Angst noch anziehender erscheinendes Gesichtchen.

Gut, daß er gerade abgesehen wurde. Nun konnte er doch seinen Platz verlassen und die Quälgeister vercheuchen. Aber im selben Augenblick drang die Straßenteufel auf die Kleine ein. Ein kurzes, heftiges Balgen entstand an der Hausmauer, begleitet von wütendem Geschrei, und er sah gerade noch, wie eine größere Götze dem Kinde gewaltsam das Häufchen aufbrach, etwas herausnahm und triumphierend in die Höhe hielt.

Mit einem Sprunge stand er unter der Gesellschaft. Die Kinder gewahrten erst jetzt den deutschen Landsturmmann und stoben auseinander. Nur die Kleine blieb stehen. An die Hausmauer gedrückt, die blaugestorenen Häufchen vor dem Gesicht, schluchzte sie still in sich hinein. Heißes Mitleid quoll dem Soldaten im Herzen auf. Er war ja auch Familienvater, und das fremde Kind hier erinnerte

## Und Friede auf Erden . . .

Von J. M. Burda.

Und wieder strahlt mit zauberfüßer Macht  
Der Stern des Friedens durch die heilige Nacht

Und weckt im Herzen alle Seligkeit,  
Die Märchenträume fernher Jugendzeit,

So manches liebe, längstverklungne Wort,  
Die Maienblüten, die verwelkt, verdorrt . . .

Und blickt ins gramgefüllte Kämmerlein:  
Denn Friede — Friede soll's auf Erden sein!

Wirf ab dein Herzeleid, wirf ab dein Weh!  
Die Liebe glänzt durch Nacht und Winterschnee.

Die Liebe, die in wilder Kriegesnot  
Doch jauchzend triumphiert ob Schmerz und Tod;

Die heut in unserm teuren Vaterland  
Den leidumflorten Blick zum Himmel bannt.

Die Liebe, die in Hütte und Palast  
Heut Einteil hält zu stiller, seliger Rast.

O öffnet ihr die Herzen, seid bereit,  
Empfangt die Fülle goldner Herrlichkeit!

Und lauscht der Weihnachtsglocken traurem Klang  
Wie einst — durchglüht von heißem Sehnsuchtsdrang!

Die ihr durchs Leben irrt, verwaisst, allein,  
Auch euch umfängt der Christnacht Himmelschein.

Ihr müden Kämpfer, ohne Rast und Ruh,  
Auch euch winkt heut das Christkind lächelnd zu . . .

Hemmt eure Unrast, bannt des Tages Mühn,  
Denn Fried' und Freude soll der Welt erblühn.

Der Christbaum lädt zur hehren Feier ein —  
Und Friede — Friede soll's auf Erden sein! —



Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin-Charlottenburg.

## Liebesgaben.

Gemälde von Karl Plückerbaum.

ihn in Buchs und Bewegungen an sein Herzenstöchlein Esfriede. Er legte dem Kinde die Hand auf den Kopf und redete es freundlich in der Sprache seines Landes an.

„Was haben dir denn die Kinder genommen, hm?“

Die Kleine hob ihr Gesichtchen zu dem fremden, bärtigen Soldaten empor. Sie mochte wohl den Ton der Herzlichkeit und Güte aus den Worten gefühlt haben. „Einen Brief,“ schluchzte sie.

„Einen Brief? Von wem war er denn geschrieben?“

„Von mir.“

„Sieh an, du kannst schon schreiben?“

„Ja,“ sagte die Kleine stolz.

„Wie heißt du denn?“

„Ich heiße Honorine.“

„Wohin wolltest du denn mit dem Brief, Honorine?“

„Zum Briefkasten.“

„An wen hastest du denn geschrieben?“

Sie wollte nicht gleich mit der Antwort heraus, scheute sich offenbar, die Wahrheit zu sagen und sah dem fremden Manne prüfend in die Augen.

Georg Freyer murmelte sie auf.

„Kannst es mir schon sagen, Honorine. Ich sage es gewiß niemand weiter.“

„An den Niklas. Es ist mein Wunschzettel!“

„Ganz recht, das dachte ich mir.“

„Als ich auf die Straße ging, um ihn dort in den deutschen Briefkasten zu stecken, kamen die bösen Kinder und nahmen ihn mir weg. Nun werde ich wohl nichts bekommen, nicht wahr?“

Georg Freyer stand einige Augenblicke in Gedanken versunken.

„Wie lieb und innig solch ein Kindergläubchen ist!“ sagte ihm sein Herz.

„Wo wohnt denn dein Vater?“ fragte er.

„Mein Vater ist bei Namur gefallen.“

„So wohnst du bei deiner Mutter?“

„Meine Mutter ist schon viele Jahre tot. Ich wohne bei Madame Leprune.“

„Armes Kind,“ murmelte Georg Freyer, „armes, armes Kind!“

Und ein unsägliches Weh überkam ihn, als ob das zarte, unschuldige Wesen da vor ihm sein eigenes Kind, seine Esfriede wäre! Hätte es seinen Lieben nicht auch so gehen können, wenn der Feind härter war?

Er strich dem Kinde liebevoll über das Blondhaar.

„Ich will dir etwas sagen, Honorine. Komm jetzt in mein Quartier. Dort schreibst du deinen Wunschzettel noch einmal, und ich werde ihn dir dann zur Post besorgen.“

Das Kind war glücklich.

Georg Freyer nahm seinen Schützling an der Hand, und sie stapften zusammen durch den Schnee wie Vater und Kind. In seinem Quartier gab er der Kleinen Bleistift, Papier und Briefumschlag und forderte sie auf, nun fest draufloszuschreiben, was sich ihr Herz wünschte.

Er ließ die Kleine eine Zeitlang allein im Zimmer. Als er zurückkehrte, übergab ihm Honorine den gewissenhaft geschlossenen Brief mit der Aufschrift: „An den Niklas.“

„Du mußt ihn aber auch nicht vergessen!“ ermahnte sie.

„Nein, nein. Gehe nur ruhig zu Madame Leprune. Ich werde deinen Wunschzettel dann sofort zum Briefkasten tragen.“

Mit leichtem Herzen sprang Honorine in den Winterabend hinaus.

Georg Freyer aber öffnete den Briefumschlag und las, und aus seinen Augen stahlen sich ein paar Tränen und rollten über das bärtige Gesicht herab, ein paar Tränen edelsten menschlichen Mitleids und versterbender Vaterliebe.

Die Kleine hatte in ungelentem Zügen allerhand Wünsche aufgezählt und am Schlusse ganz besonders herzlich um einen Papa gebeten, „so gut wie der deutsche Soldat aus der Rue Léopold.“

Sein Entschluß stand fest. Er legte Mantel, Helm und Koppel

wieder ab, setzte sich an den Tisch nieder und schrieb an seine Frau und seine Kinder einen langen, innigen Brief, in dem viel die Rede war von dem Weh des Krieges, das in kleinen Erlebnissen an das deutsche Vaterherz geklopft. Und das Schreibenklang aus in eine Anfrage, die als unwiderstehliche Bitte aus der Tiefe eines edlen Menschenherzens heimslog zu Weib und Kind.

Georg Freyer war es dabei wieder leicht ums Herz geworden. Er siegelte den Brief zu, zog den Mantel über und schlenderte durch die anbrechende Winternacht, um den Brief selbst zur Feldpoststation zu tragen.

Jetzt erst war er in richtiger Weihnachtsstimmung. Ein Kind

glücklich zu machen, das gehört für einen Deutschen wohl zum Weihnachtsfest, mehr als all die anderen Sitten und Bräuche. Er war ja reich gesegnet mit irdischen Gütern. In seiner linken Manteltasche knisterte das Blatt von Honorine, seiner Honorine, wenn Mutter „Ja“ sagte. Und das würde sie tun, er kannte sie doch! In der rechten Tasche steckte sein reichgefüllter Geldbeutel. Nicht umsonst sollte ihn das Schicksal so reichlich mit Wohlstand gesegnet haben.

Auf der „Grand' Place“ standen vereinzelte Buden, unter deren trüb flackernden Öllämpchen die Händler ihre wenigen Waren ausgebreitet hatten, die der Krieg mit seinen Bränden und Trümmerhaufen übrig gelassen hatte.

Georg Freyer ging von Stand zu Stand, zog hin und wieder Honorines Wunschzettel aus der Tasche und kaufte und kaufte, bis er bepackt war wie ein echter deutscher Kuprecht.

„So sollten mich meine Lieben daheim sehen!“ murmelte er vergnügt, als er den Heimweg antrat.

Acht Tage später, gerade noch zur rechten Stunde, brachte ihm die Feldpost die Antwort seiner Frau. Auch Ernst und Esfriede hatten mit ihren kleinen Händen ein paar Worte der Freude und Erwartung hinzugefügt. Er hatte sich nicht in ihnen getäuscht und fühlte sich stolz im Bewußtsein seiner Familie.

Nun eilte er zu Madame Leprune, um seiner Honorine den Gabentisch aufzubauen und dann die nötigen Schritte zu ihrer Annahme an Kindes Statt zu tun.

Und als er das Kind am Abend unter dem brennenden Bäumchen an seinem Herzen hielt, da schweiften seine Gedanken fern über die Brandstätten und Gräber des Krieges in eine Zeit, in der das Weihnachtsevangelium Geltung haben wird über die ganze Erde:

„Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen!“



Kriegsweihnacht auf einem Donau-Schleppdampfer. Phot. Max Krentsch.

# Weihnachten.

Von Richard Rieß.

**F**ast fünf Monate lang lag man am Feinde. Zuerst im fröhlichen Kampfe, siegreich vorstürmend, dann, seit zwölf Wochen schon, in den Schützengraben; wie Tiere in der Erde lebend, frierend im Schauer der Novembertebel, die über die Felder zogen. Lebend von zufälliger Mahlzeit und schwerem, dunstigem Schlafe in den feuchten, luftlosen Unterständen, sechzehn Mann immer in einem Raume, der außer den paarweis geschichteten Strohlagern nur einem engbrüstigen Tische mit schmalen, kindlichen Bänken Platz bot.

Man trug alles willig. Deckte Schmutz auch den Leib mit schwarzer Kruste, die Seele leuchtete um so reiner, strahlender. Aus dem unheimlichen Bartwuchs, der die Gesichter zur Unkenntlichkeit behaarte, glühten die Augen in heiligem Feuer. Ernst und groß waren diese Monate: Die sie im feindlichen Felde lebten, waren die Schirmer des Vaterlandes, die opferfreudigen Kämpfer für die große Idee.

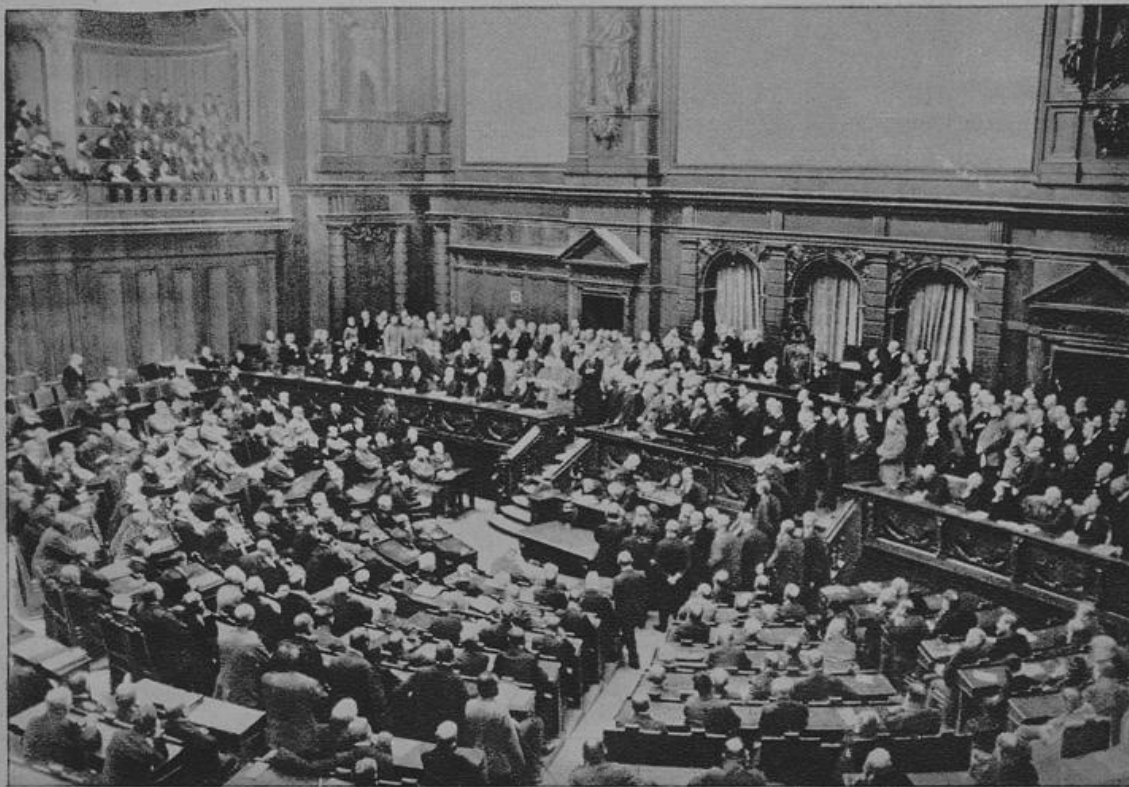
Schwer aber wurde die Pflicht, da nun das Jahr zur Kiste ging, da die Tage heranrahten, die Erinnerungen trugen, schwere Erinnerungen, und Sehnsucht erweckten. Weihnachten nahte. —

Und Weihnachten kam. Frommer Wahn berichtete, daß jedem der treuen Wächter ein Bäumlein gelehrt habe am heiligen Christabend. Frommer Wahn! Die Tapferen hielten die Wacht, in die grauen Mäntel gehüllt, nach dem Feinde hinspähend. Keiner heiligen Kerze Licht durfte hier in den vordersten Gräben dem Feinde willkommenes Zeichen geben.

Schwarze Engländer lagen dieser deutschen Mannschaft gegenüber. Vereinzelte Schüsse fielen. Was wußten die Wilden vom Feste

der Herzen? Unerwiderte Schüsse. — Aber Wache hielt Ausschau. In einem der Mannschaftsräume des vordersten Grabens, den nur kurze Durchgänge von den Schützengraben trennten, brannten an einem mageren Bäumchen aus künstlichem Grün kleine, kurzlebige Wachskerzen. Die Leute, die für ein paar Stunden ausruhen durften, lagen auf ihren Strohmatten und qualmten, schweigend, aus den kurzen Tabakspfeifen, die ihnen ihr hoher Feldherr, Deutschlands Kronprinz, zum Feste gestiftet. Am Tische saß einer, dem noch kein Bart gewachsen. Einer mit hoher Stirn unter schwarzem Wirrhaar und grauen Augen von kindlichem Bilde. Der räusperte sich nie, wie die andern öfters taten. Er las in einem schwarzen Buche, und bisweilen bewegten sich seine Lippen. Durch den Tabakdunst, der die Luft verdichtete, daß sie schier mit dem Messer geschnitten werden konnte, kam plötzlich eine Reihe schwerer Worte: „Wird keiner uns heute ein Lied singen?“ —

Hinten, vom Strohlager her, fing einer an „Stille Nacht, heilige Nacht —“ Aber es klang nicht recht. Keiner fiel ein in die Worte. Da verebbte der Sang wieder. Keine Kehle war frei vor drüdender Sehnsucht. Schweigen summtete in dem niedrigen Erdzimmer. Auf einmal aber kamen vom Tische her feierliche Worte. Wer saß denn dort? Der stille, kleine Schullehrer war's, der zerbrechliche Ruten-schwinger einer Sörliger Volksschule. Er aber sagte mit schöner, tiefer Stimme, die wunderbares Pathos hob: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott. Dasselbige war im Anfang bei Gott. Alle Dinge sind durch dasselbige gemacht, und ohne dasselbige ist nichts



Die denkwürdige Reichstagsitzung vom 12. Dezember 1916: Der Reichskanzler verliest das Friedensangebot des kaisers.

Phot. A. Sennede.

gemacht, was gemacht ist. In ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen. Und das Licht scheinete in die Finsternis, und die Finsternisse haben es nicht begriffen —“

Ganz still las der Soldat diese Worte, und als er eine Pause machte, da hörte man, daß irgendwer weinte. Da schob er seinen Kopf zurück, daß sich der fast eine Beule geholt hätte an der irdenen Wand. Und dann kamen Verse über seine Lippen. Raun er, der die hier hörte, konnte sich ihrer entsinnen aus all seinem Leben. Ein Gedicht vom Arbeitsmann, dem nichts zu seinem Glücke fehle als die — Zeit zum Glücke; in Reiterlied dann; und zur Erklärung die Worte: Das hat einer gedichtet, der anno Siebzig mit dabei war. Villencron hieß der Dichter. Und dann ein Preislied für die Fahne. Der dies geschrieben, war als Freiwilliger mit ins Feld gezogen, der Zweiundfünfzigjährige. Schließlich fand der junge Lehrer neue Verse. Die erzählten ganz still von Vergangenheit, von einem Weihnachtsabend in der Heimat; von denen auch, die heute allein unter dem Tannenbaume sitzen müßten, von den Müttern und Frauen und Bräuten.

Dann war es plötzlich Zeit zum Aufbruch für den jungen Poeten. Er mußte auf Wache. Und als er ging, sagte einer seiner Kameraden: „Au ha'mm wir noch unsa Christkindel gehabt.“

Weihnachtsabend. — Tausend Sternblumen waren am Himmel erblüht. Milder hauchte der Wind in dieser Nacht.

Der junge schlesische Lehrer mit der hohen, von schwarzem Haare umschatteten Stirn stand an der Brustwehr seines Postens und spähte durch das Gewehrloch der Panzerung zum Feinde hinüber. Ein dunkles Gewirr unverständlicher Stimmen wurde dem reger Achthabenden gewahrt. Als gerade eine Leuchtugel aufstieg und eine Welle Licht über die eigene Stellung warf, pffsen ein paar Kugeln und klatschten unschädlich gegen die Eisenwehr. Der deutsche Soldat duckte sich, bald aber stand er wieder. Er sann durch die Nacht: Weihnachtsabende der vergangenen Jahre. — Der lehte im Kreise der eigenen Familie, im eigenen Heim. Und heute — „Wache halt' ich für Deutschland.“ kam's ihm in den Sinn. „Halt' Wach' vor meinem eigenen Glüd.“ Ein warmes Gefühl wuchs in ihm hoch. Groß und froh stimmte ihn das Bewußtsein seines erhöhten Daseinszweckes. Der Verse gedachte er auch, mit denen er vorhin seine Kameraden

erbaut, all die einfachen Menschen aus Arbeiterhaus und Dienerswohnung. Und in des Sinnes ganzer Heiligkeit erstand das Bewußtsein: Deutschland in ihm. — Als er abgelöst worden war, verzichtete er darauf, sich alsbald wieder in seinen Unterstand zu vertriehen, und blieb noch ein wenig im Freien. O, dieser reine, stille Himmel! Wie lindhaft glücklich stimmte der Frieden dieser Nacht. Waren das Schüsse, die bisweilen durch die Luft pffsen? Nein, Aste brachen im Walde — „Weißt du, wieviel Sternlein stehen —“ Wie er noch sann, fühlte er das Nahen einer Gestalt, und als er ausblickte, nahm er

haltung. Es war der Leutnant seines Zuges, ein junger, ganz junger Leutnant, der eben erst die Kadettenjahre überwunden hatte. Neunzehn, kaum älter. Und blond. Er war sehr beliebt bei seinen Leuten. Denn er gab sich den älteren Untergebenen gegenüber bescheiden und freundlich.

„Ich hab Ihnen vorhin so gern zugehört, Waltherr,“ sagte er leise. „Ich will Ihnen die Hand drücken. Was waren das für schöne Verse! Die würd' ich gern gedruckt sehen. — Sie müssen wissen, ich lieb' schöne Gedichte. Manche, die Sie vortragen, kannt' ich: namentlich die kraftvollen Dichtungen von Villencron. Aber die letzten?“

Der Lehrer sagte leise: „Die sind nicht gedruckt — die sind von mir selber.“

„Sie sind ein Dichter? — Kommen Sie, gehen wir ein paar Schritte. — Geben Sie mir, bitte, mal die Hand. — Sie sind gewiß sehr stolz. — O, Sie können froh sein, daß Sie ein Dichter sind.“

Den kleinen Leutnant überwältigte das Gefühl. Er schwieg unbeholfen. Später begann er wieder:

„Man trägt alles leichter, glaub' ich, wenn man darüber reden

kann. Ich lese viel Goethe. — Wissen Sie, der konnte sich jedes Leid einfach von der Seele dichten, und alsdann war er's los.“

Lange gingen sie nebeneinander hin und her. Der Leutnant wollte bisweilen von neuem mit dem Worte anheben, aber die Rede zerbrach ihm ungesprochen. Schließlich blieb er stehen und sah dem andern ins Gesicht. Und dann sagte er im unheimbaren Ausbruch des Gefühls: „Ich hab' ein schlesisches Mädel so wahnsinnig lieb.“

Dann drückte er dem Dichter die Hand und ging schnell von dannen. Wie diese Nacht lau und friedlich war. — Der Einsame hörte jetzt Glockenläuten sogar: Die Weihnachtsglocken vom Kirchdörfle, weit, weit hinter der einsamen Wache!



**Kapitän Paul König,**

Führer des zum zweiten Male glücklich heimgekehrten Handelsunterseebootes „Deutschland“.

Zeichnung von J. Vejin.

## Zwei Weihnachten.

Von Oskar Busch.

**F**ast alle Lichter waren schon niedergebrannt. Und auch die Gaben des Tisches, die in zufälligem Durcheinander unter dem Christbaume herumlagen, bewiesen, daß sich die Weihnachtsfeier nun schon in jenem vorgerückten Stadium befand, in dem die Wogen der Festesfreude langsamer, besonnener weitergleiten.

Helmut Manns und Alarba Rothenburg standen Hand in Hand im Wohnzimmer der verwitweten Frau Bankdirektor Helene Rothenburg. Das Band verstehensvollen Schweigens lag zwischen ihnen.

Knisternd brannte am Baume das letzte Wachslicht nieder. Tannenduft wob durch das Zimmer. —

Im Salon saß inzwischen der Stadtrat Joachim Manns, der trotz seiner 55 Jahre noch immer einen Hufschelkopf dunkler Locken und ein paar junge, lebensfröhliche Augen hatte, der Hausherrin gegenüber. Eben hatte er von neuem das Glas seiner Partnerin und das eigene mit dem leichtspritzigen Rothenburger Hausmosel gefüllt.

Nun erhob er den Römer: „Auf Ihr Wohl, gnädige Frau!“



Donau-Übergang Madensens bei Svisslov: Bau der Pontonbrücke für den Einmarsch der Truppen in Rumänien.

Phot. III. 3. & 5.

Leicht streichelte Helmut den blonden Scheitel seiner Braut.

„Ich kann es noch gar nicht glauben — Alarba — das Glück —“

„Du Lieber — Guter —“

„Weißt du, Alarba, es ist doch eigentlich seltsam und ungewohnt-fremd, daß wir hier ganz allein beieinanderstehen und uns liebosen — und doch ist alles so selbstverständlich, als wäre es nie anders gewesen, mir ist, als wären wir nie allein gewesen. Es muß doch unsagbar traurig sein, wenn Liebe nicht Liebe findet.“

„Du treuer, bester Mann! Ich glaube, ich könnte nicht mehr leben — ohne dich.“

„Weißt du,“ fuhr Helmut fort, „ich hatte schon ernsthaft gefürchtet, daß deine Mutter dich mir nicht geben würde.“

„Im Gegenteil; wenn du wüßtest, wie sie sich gefreut hat, als ich ihr sagte — das mit uns —, sie war direkt geheimnisvoll in ihrer Freude: „Greif zu, Kind,“ sagte sie, „wie glücklich diese Fügung ist, wirst du niemals ermeßen können.“ Na, ich hab' doch zugegriffen — nicht, Helmut?“

„Ach, du mein süßes Mädel — du mein Glück.“

„Auf das Wohl unserer Kinder!“ antwortete Frau Helene.

Und damit war wieder eine kleine Gesprächspause ausgefüllt. Es ließ sich nicht leugnen: Etwas Ungeprochenes lag zwischen den beiden alten Herrschaften, etwas, das den ganzen Abend über schon auf die Stimmung gedrückt hatte. Solange das junge Brautpaar im Zimmer war, hatte es sich überwinden lassen. Nun aber drängte es mit elementarer Gewalt.

„Helene,“ begann der Stadtrat, „glauben Sie an eine Fügung?“

Verwirrt blickte die rundliche Frau zu Boden.

„Richt? Nun, sieht es denn wie ein Zufall aus, daß sich gerade unsere Kinder gefunden haben? Wir haben doch sicherlich nichts getan, ein derartiges Verhältnis zu begünstigen. Oder — verzeihen Sie — doch?“

„Was glauben Sie von mir, Herr Stadtrat!“

Der krommelte nervös mit den Fingern auf der Mahagonitischplatte. Frau Helene fuhr fort: „Heutzutage hat man es nicht so eilig, seine Kinder zu verheiraten — heutzutage nicht. Glauben Sie mir: Als meine Tochter vorgestern zu mir kam und mir eröffnete, daß sie Helmut liebe, und daß der Sohn Joachim Manns' um ihre Hand

angehalten habe, da stieg in mir zuerst ein Verwundern auf, solch ein wehmütiges Verwundern — ich hatte mich niemals an den Gedanken gewöhnen können, Mutter einer erwachsenen Tochter zu sein — Mikarda war stets — unser Baby geblieben — und nun sollte ich bei meiner kleinen Tochter an — Leidenschaften glauben?"

Etwas allzu sachlich fiel Manns ihr ins Wort: „Sie waren, als Sie heirateten, achtzehn Jahre. —?“

Helene Rothenburg errödete unter dem Lächeln ihres Partners: „Ja — doch auch meine Mutter wollte damals nicht glauben, daß ihr Kind schon Eigenes, Großes fühlen könnte — ich glaube, das gehört so zu den Müttern, dieses Verwundern, wenn sie sehen, daß ihr Kind, ohne daß sie es merkten, aufgehört hat — Kind zu sein.“

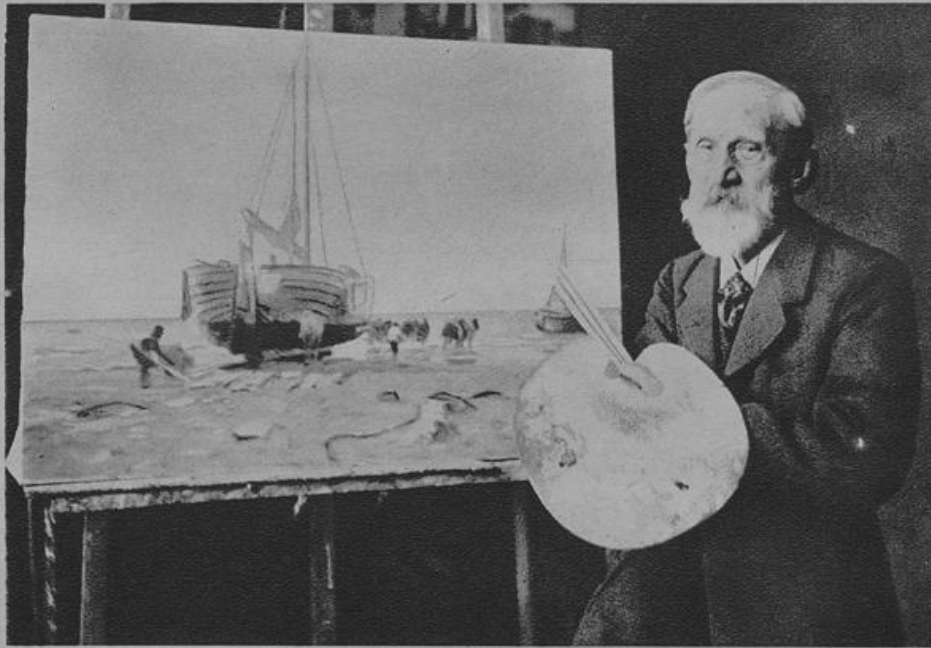
„Frau Helene,“ begann der Stadtrat von neuem, und seine Stimme klang merkwürdig bewegt, „glauben Sie mir, ich hätte es

die Hand der vielumworbenen Lene Reimann bat und erfuhr, daß sich das junge Fräulein eine halbe Stunde vorher mit Herrn Bankier Rothenburg verlobt habe.

„Genug, Joachim. Hör' auf. Du quälst mich.“

Der Stadtrat fuhr unbeirrt fort. Der leis ironische Ton seiner Stimme wich allmählich. Und was Joachim Manns nun sprach, war neu erwachtes Leid. „Und warum hatte Helene Reimann geduldet, daß der junge Mann ihr wochen-, monatelang von Liebe sprach? Warum las sie seine inbrünstigen Verse stets mit dem lächelnden Erröten, in dem sich Erfüllung und Gewährung ankündigten?“

„Kannst du es nicht verstehen, daß es einem jungen Mädchen schmeichelte, von einem Manne unworben zu werden, von dessen erstem Novellenbande alle Zeitungen des Lobes voll waren? Daß sie sich seine Huldigungen gefallen ließ, ohne an tiefere Folgen zu



**Professor Eugen Dücker,**

hervorragender Landschaftsmaler, Professor an der Kgl. Kunstakademie Düsseldorf, † im Alter von 75 Jahren.

nie geahnt, daß wir beide uns einmal hier gegenüberstehen würden — das alles scheint mir wie eine Farce des Schicksals. Ich wußte gar nicht, daß sich Helmut und Mikarda näher kannten; man kann sagen, was man will, es muß eine Vorsehung über uns walten. Denken Sie noch an den letzten Weihnachtsabend, den wir miteinander verlebt haben?“

„Lassen wir die Vergangenheit begraben sein. All das ist so leidvoll, so grausam —“

„Nein, Helene, das muß noch einmal auferstehen, ehe es für immer vergessen ist. Etwas muß zwischen uns gesagt werden. Ein Letztes. Ehe wir unsern Kindern ein Glüd bauen können, müssen wir mit uns Alten fertig werden. Das sind wir den Kindern schuldig.“

Helene Rothenburg zitterte bei den Worten ihres Gegenübers. Manns sprach weiter: „Ist es nicht sonderbar, wie ruhig wir heute über Dinge reden können, die uns — mir zweifellos — einmal das Leben bedeuteten — damals, an jenem Weihnachtsabend vor 32 Jahren — an dem der neugeborene Referendar Joachim Manns um

denken? Und dann — mein Vater stand vor dem Banterott — er beschwor mich, Karl Rothenburg nicht zurückzuweisen. Meine Verheiratung bewahrte meine Familie vor dem Ruin.“

Ganz leise klangen die Worte des Stadtrats: „Erlaube mir eine Frage, Helene: Warst du glücklich mit deinem Manne?“

Frau Helene zitterte, während sie antwortete: „Die erste Zeit wohl — aber später — ich habe dich doch vielleicht tiefer geliebt, als ich mir eingestehen wollte — oft habe ich an dich gedacht. „Unter Tränen faßte sie die Hand des Mannes, der neben ihr saß.

„Du armer — armer — Mann! Man ist oft so grausam, wenn man jung ist. Aber glaube mir, glücklich war auch ich nicht. Und — so sind wir nun beide alt geworden!“

„Ja, Helene. Unser Glüd — das sitzt da drinnen unter dem Tannenbaum und denkt an die Zukunft.“

„So erfüllt sich unser Schicksal doch noch, Joachim. Komm!“

Und Frau Rothenburg reichte dem Vater ihres Schwiegerjohnes die Hand. Dann gingen beide zu ihren Kindern.